

Es gibt keine Urheberrechte auf die Moderne

Afrika spielte in den vergangenen Jahrzehnten im europäischen Entwicklungsszenario die Rolle des «verlorenen Kontinents». Ein Gespräch mit dem Soziologen Elísio Macamo, wie eine neue Dynamik solche Projektionen ins Wanken bringt und den Ländern Afrikas ein Stück Deutungshoheit zurückgibt.

Interview: Paula Marty

WENDEKREIS: *Am letzten Afrika-Gipfel für eine engere Zusammenarbeit mit der EU plädierte Bundeskanzlerin Merkel für eine politische Akzentverschiebung – eher die Chancen des Kontinents sehen, weniger das Augenmerk auf die Hilfsbedürftigkeit legen. Warum gerade jetzt dieses forcierte Bekenntnis? Afrika als Partner auf Augenhöhe – diese Idee ist ja nicht gerade neu.*

Elísio Macamo: Zuerst: Es ist immer eine erfreuliche Nachricht, wenn so etwas bezüglich Afrika gesagt wird. Zumindest vor dem Hintergrund des sonst üblichen Bildes, das Afrika als den Kontinent der Probleme zeigt, für die gute Lösungen ausserhalb des Kontinents gesucht und gefunden werden müssen, sodass sich der Eindruck verfestigt, die Afrikanerinnen und Afrikaner selbst sind das Problem. So gesehen ist tatsächlich von grosser Bedeutung, wenn führende Politiker und Politikerinnen in Europa sich jetzt so äussern. *Allerdings hat Europa, wenn es um wirtschaftliche Interessen ging, seit jeher sehr genau gewusst, wo Chancen für seine wirtschaftlichen Interessen liegen und wo nicht – sei dies in Südafrika oder Angola.* Der anderer Punkt dagegen ist problematisch. Man fragt sich, warum gerade positive Signale aus Afrika bis anhin in Europa nicht schon längst ernster genommen worden sind. Auf dem afrikanischen Kontinent ist seit längerem eine Entwicklung im Gang, die mit den grossen Veränderungen in den letzten zwanzig Jahren zu tun haben – von der Zivilisierung des von der Apartheid befreiten Südafrikas etwa sind enorm positive Impulse ausgegangen.

Warum also gerade jetzt dieser intensive Wunsch Europas nach einer gleichberechtigten Zusammenarbeit mit den Ländern des afrikanischen Kontinentes?

Ich habe einige Vermutungen. Erstens hat sich die Situation für Länder, die vom Ressourcenboom wirklich profitieren können – etwa Sambia oder Mosambik – verbessert. Zum anderen sind im Zuge der anderen globalen Machtverhältnisse neue nationale Akteure auf dem afrikanischen Kontinent wirtschaftlich aktiv geworden. Die Bric-Staaten China und Brasilien, aber auch die Türkei und die Golfstaaten gehören dazu. Sie haben vorgemacht, wie man sich heute in Afrika gut positioniert: Es geht ihnen einzig ums Geschäft und sonst gar nichts. Das kommt vor allem bei den Regierungen gut an. Vor allem bei jenen, die es mit Demokratie und Menschenrechten nicht so genau nehmen – man versteht sich da bestens. Darauf reagieren Europas Politiker und sie fragen sich: Warum Geld ausgeben in der Entwicklungspolitik, wenn man auch ohne profitieren kann? Die Perspektiven verändern sich.

Ihre zweite Vermutung?

... betrifft die Krise im Süden Europas. Für Menschen aus Portugal, Spanien und Griechenland ist Afrika zu einer Option auf dem globalen Arbeitsmarkt geworden. Kamen bis vor einem Jahr durchschnittlich etwa hundert Portugiesen in die einstige portugiesische Kolonie Mosambik, stieg die Zahl der Einwandernden auf der Suche

» *Afrika, wie es heute ist, ist im Grunde eine Konsequenz der Moderne.*

nach Arbeit ab 2013 in der Hauptstadt Maputo so massiv, dass Mosambik die Visumpflicht eingeführt hat. Was übrigens zu vergleichbaren Debatten über die europäischen Arbeitsmigranten geführt hat wie hier in Europa zu den Arbeitssuchenden aus Afrika. Das macht es für Politiker und Politikerinnen in Europa sicherlich weniger leicht, den Kontinent Afrika wie bis anhin einfach zu ignorieren.

Vom Krisen- zum Chancenkontinent dank wirtschaftlicher Dynamik, gleichzeitig wird die Fundamentalkritik an der Entwicklungszusammenarbeit in Europa wie auf dem afrikanischen Kontinent immer lauter. Gibt es in diesem Chor eine unheilige Allianz von im Grunde sehr unterschiedlichen Interessen?

Es ist tatsächlich wichtig, die unterschiedlichen Stossrichtungen zu unterscheiden. Die neoliberale Kritik etwa stellt im Grunde die Rolle der Politik als Steuerungsinstrument in Frage: Der Markt regelt die Probleme, so heisst das Argument. Diese Position teilen in Afrika die



Die Träume einer Gemeinschaft ausdrücken



Die Welt entstand in sieben Tagen. Ein Universum gebiert aus «Chaos» Leben: Licht und Sterne, Winde, Steine. Ein Raum entsteht, Zeit für Entfaltung, Erkennen, Verstehen und weiteres Erschaffen – Entwicklung. Mein Mann, Warner Benitez, und ich malen «Murales Comunitarios». In Gemeinschaft zeichnen und bilden wir diese Welt weiter. Entwickeln sie, finden in ihr mit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen das besonders Schöne, das der Entfaltung würdig ist. Welt wird neu, farbig, hoffnungs- und liebevoll auf Wänden, die die Träume der Einzelnen und der Gemeinschaft zeigen. Welt, die einlädt, zu leben ...

Die Theologin Anne Stickel lebt und arbeitet als BMI-Koordinatorin in Quito, Ecuador.

Ökonomin Dambisa Moyo aus Sambia oder Journalisten wie James Shikwati aus Kenia oder Andrew Mwenda aus Uganda. Sie finden in Europa Gehör, hauptsächlich bei Leuten mit ähnlich neoliberaler Gesinnung.

Eine andere Stossrichtung verfolgen afrikanische Intellektuelle, die für Afrika eine langfristige Strukturpolitik fordern, vergleichbar der Strategie für Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Entscheidend für sie ist: Diese Strukturpolitik muss auf die lokalen Bedürfnisse ausgerichtet sein. Und – ebenso wichtig – die Verantwortung für Entwicklung kann nicht an einen von aussen eingeflogenen *Apparat von Experten* abgegeben werden. Das ist in den meisten afrikanischen Ländern im Zuge der Strukturanpassungsprogramme der Weltbank und des Währungsfonds aber geschehen. Diese Stimmen waren deshalb vor den negativen Effekten von Unterstützung oder Hilfe: Dass diese immer auch jenen Raum usurpieren, den eine Gesellschaft unbedingt braucht, um sich mit ihren Problemen auseinanderzusetzen.

Sie haben in diesem Zusammenhang auf die negativen Folgen von «Trugbildern» im europäischen Konzept von Entwicklung verwiesen, in dem eine bestimmte Idee von Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Was sprechen Sie hier an?

Die entscheidende Frage ist: Gehen wir von einer grundsätzlichen Offenheit der Geschichte aus, wenn wir behaupten, dass wir aus der Geschichte lernen können oder nicht? Wir Menschen haben unsere Lebensentwürfe. Aber ob wir unser eigenes Leben oder gar das Leben anderer so präzise steuern können, dass wir am Ende genau das erreichen, was wir uns vorgenommen haben, ist und bleibt eine offene Frage. Hat man es versucht, sind in der Geschichte totalitäre Systeme entstanden.

Was meinen wir also, wenn wir sagen, dass Afrika von Europa lernen kann? Oft wird der Eindruck erweckt, die Menschen in Europa hätten irgendwann im Mittelalter beschlossen, sich zu entwickeln, indem sie sich hingeworfen und sich gefragt haben: «Okay, wo wollen wir in hundert Jahren sein?» Auch Europas Entwicklung hat sich im alltäglichen Leben vollzogen. Menschen sahen sich zu einem bestimmten Zeitpunkt vor die Aufgabe gestellt, das zu tun, was sie für nötig hielten, um das Leben etwas berechenbarer zu machen. In diesem Prozess aber ist die Politik, die ständige Auseinandersetzung darüber, welches der richtige Weg ist, in Europa zentral geworden.

Es ist gerade diese Art der politischen Debatte, die den Ländern Afrikas unter den Bedingungen der Entwicklungszusammenarbeit verwehrt wird. Die von aussen eingeflogenen Apparate signalisieren von vornherein unmissverständlich, wer hier weiss, wie man von A nach B kommt. Diskutieren erübrigt sich. Ohne einen solchen Diskussionsprozess kann sich jedoch keine Gesellschaft konsolidieren. Das ist der Grund für meine Behauptung,

dass die politische Auseinandersetzung für die Entwicklung Afrikas das Allerwichtigste ist.

Die Entwicklungspolitik, etwa die der Schweiz, ist ja selbst auch Ergebnis von politischen Aushandlungsprozessen.

Entwicklungspolitik wird politisch entschieden und nicht von Experten ausgehandelt. Zur Debatte stehen nicht technische Lösungen. Das bedeutet aber: Was in einem konkreten Fall entwicklungspolitisch beschlossen wird, richtet sich nicht in erster Linie danach, was nötig ist, um die Armut in Afrika zu beseitigen, sondern danach, was in der Schweiz unter Berücksichtigung aller gesellschaftlichen Interessen *politisch* umsetzbar ist. Aber – wenn dieses «Entwicklungspaket» die Grenze überquert und, sagen wir, in Senegal ankommt, erwartet man von den Menschen in Afrika, dass es als rein technisches Lösungsvorhaben angesehen und fraglos hingenommen wird. Das funktioniert nicht. Es schafft im Gegenteil die vielen Probleme, die wir kennen.

» ***Die Chinesen investieren, sie moralisieren nicht.***

Etwa auch, dass von vornherein angenommen wird, dass diese Lösungen mit der Wirklichkeit, dem Alltag der Menschen vor Ort, etwas zu tun haben.

Der Ökonom William Easterly, der lange für die Weltbank gearbeitet hat, hat auf diesen Punkt hingewiesen. Es gibt im Grunde zwei Arten von Logiken: Die Logik der Menschen im Alltag und die der Planer. Die Modelle Letzterer basieren aber auf Annahmen aus ihrer eigenen Wirklichkeit. Die Gesellschaft vor Ort, die Menschen mit ihren konkreten Wünschen und Bedürfnissen, sind so nicht sichtbar. Das ist das Problem. Politikwissenschaftler wie James Scott bezweifelten deshalb, dass mit gross angelegten Entwicklungsmassnahmen lokale Probleme gelöst werden können. Er hat deshalb auf private, lokale Initiativen und kleine Interventionen gesetzt, die auf die Bewältigung des Alltags abzielen.

Warum hat Afrika bis heute Mühe, in der Moderne seinen Platz zu finden, was erschwert diesen Prozess so sehr?

Es hat mit einer bestimmten Haltung zu tun: Europa oder Nordamerika haben die Moderne ins Leben gerufen und haben deshalb «Urheberrechte» auf sie. Man hat auch schon behauptet, Grundideen wie die Demokratie seien nicht auf einen anderen kulturellen Kontext übertragbar. Dem ist nicht so. Die Moderne hat mit einer Reihe von Konsequenzen zu tun, die Menschen in Europa zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte für sich



Raum für die «bösen Jungs»

» Entwicklung bedeutet für mich, Kindern und Jugendlichen, mit denen ich arbeite, Raum zu geben, damit sie sich entsprechend ihrer eigenen Wünsche und Vorstellungen entfalten können. In Kolumbien habe ich unter anderem jugendliche Rapper dabei begleitet, ein Konzert zu planen. Meine Aufgabe: Ich habe mir ihre Ideen angehört, habe nachgefragt, habe an ihre Fähigkeiten geglaubt, sie in ihrem Vorhaben ermutigt und stand ihnen bei Fragen zur Seite. In einem Land, in dem junge Rapper zu den «bösen Jungs» zählen, die oft stigmatisiert, ausgegrenzt und verfolgt werden, ist das ein winziger Schritt. Er kann bei den Jugendlichen aber viel bewirken. Sie gewinnen an Selbstbewusstsein, weil sie ihre eigenen Fähigkeiten besser wahrnehmen können.

Patrick Klug war als Fachperson der BMI für die Organisation Creciendo Juntos in der Kinder- und Jugendarbeit in Bogotá, Kolumbien, tätig.

ziehen mussten. Nicht weil sie «Europäerinnen» und «Europäer» waren, auch nicht weil sie einer christlichen Tradition angehörten oder aufgrund des Erbes der griechischen Philosophie. Es bedurfte vielmehr einer spezifischen gesellschaftlichen Konstellation, die bestimmte Konsequenzen für diesen Raum notwendig gemacht hat.

«Afrika braucht die Moderne und die Moderne braucht Afrika», haben Sie in einem Vortrag gesagt. Was heisst das konkret?

Afrika, wie es heute ist, ist im Grunde eine Konsequenz der Moderne. Menschen, sei dies Robert Mugabe oder Nelson Mandela, die Afrika zu dem gemacht haben, was es heute ist, haben sich auf Werte bezogen, die mit der Moderne in Verbindung stehen: Freiheit, Rechte und Vernunft.

Südafrika ist ein anderes sehr gutes Beispiel für diese gegenseitige Abhängigkeit. Die weisse Bevölkerung dieses Landes war stolz auf ihre christliche Gesinnung, auf eine Rechtstradition, die der Würde des Menschen als höchstem Wert verpflichtet war. Dieselbe Gesellschaft hat in der Apartheid ein politisches System geschaffen, das all dies der Mehrheit der Menschen in diesem Land verwehrt hat. Obwohl man damit im Widerspruch zu den eigenen Werten stand. Die Befreiung brachte Südafrika aus diesem Grund nicht nur die Emanzipation der Schwarzen. Die Menschen des African National Congress (ANC) haben ein Stück weit auch der Moderne geholfen, sich von den eigenen Widersprüchen zu befreien.

Die Moderne als Ressource einer Gesellschaft in der globalisierten Welt, mit ihren Problemen politisch umzugehen?

Ressource ist hier ein gutes Wort. Afrika kann und muss davon Gebrauch machen, indem es sich in ein Gespräch mit der Moderne, mit den anderen, verwickeln lässt. Voraussetzung dafür ist allerdings: Alles muss zur Disposition gestellt werden. Ich begrüße exakt aus diesem Grund die Art, wie die Chinesen in Afrika wirtschaftlich aktiv sind: Sie investieren, sie moralisieren nicht. Bis vor Kurzem hat man geglaubt, dass Entwicklung gute Regierungsführung voraussetzt – Demokratie, keine Korruption etc. Ich will nicht sagen, dass Chinas Haltung richtig ist. Doch sie hat uns Raum verschafft. Wir können über bestimmte Probleme unter anderen Vorzeichen nachdenken. Afrika hat ein Stück Deutungshoheit zurückgewonnen – nicht zuletzt gegenüber den europäischen Ländern und ihren moralisierenden Politikerinnen und Politikern, die es mit Demokratie und Menschenrechten indes nicht so streng nehmen, dass sie auf Handelsbeziehungen mit China verzichten würden. ■



Elísio Macamo ist Assistenzprofessor für African Studies an der Universität Basel.